

rowohlt
e-BOOK

Catherine
Ryan Howard

THRILLER

ICH
BRINGE
DIR
DIE
NACHT



Catherine Ryan Howard

Ich bringe dir die Nacht

Thriller

Aus dem Englischen von Jan Möller

Über dieses Buch

Stell dich den Schatten der Vergangenheit. Oder das Morden in Dublin geht weiter.

Zehn Jahre sitzt der berüchtigte Kanal-Killer von Dublin bereits im Gefängnis, da wird erneut die Leiche einer jungen Frau aus dem Wasser geborgen. Ein Nachahmer? Die Ermittler wenden sich an den Häftling, doch Will Hurley will nur mit einem Menschen sprechen: seiner ersten Liebe Alison.

Mühsam hat sich Alison nach Wills Verurteilung ein neues Leben aufgebaut. Als die Polizei um ihre Hilfe bittet, lehnt sie ab. Wie soll sie diesem Serienkiller entgentreten, der ihr Freund war? Aber es geht um Leben und Tod. Alison kann nicht weglaufen. Auch wenn die Vergangenheit weit schlimmere Geheimnisse birgt, als sie ahnt.

Vita

Catherine Ryan Howard, geboren 1982, stammt aus Cork in Irland. Sie hat zwei Reisegeschichten veröffentlicht und Seminare bei der Faber Academy, den Guardian Master Classes und Publishing Ireland absolviert und geleitet. Sie arbeitet als freie Social-Media-Marketingexpertin für Penguin Ireland. Nebenbei macht sie ihren Abschluss in Englisch am Trinity College in Dublin, wo auch «Ich bringe dir die Nacht» spielt.

Impressum

Die Originalausgabe erschien 2018 unter dem Titel «The Liar's Girl» bei Corvus/Atlantic Books, Ltd., London.

Veröffentlicht im Rowohlt Verlag, Reinbek bei Hamburg, Februar 2019

Copyright © 2019 by Rowohlt Verlag GmbH, Reinbek bei Hamburg

«The Liar's Girl» Copyright © 2018 by Catherine Ryan Howard

Redaktion Rainer Schöttle

Umschlaggestaltung und Motiv Cornelia Niere, München

Darstellungen des vom Verlag freigegebenen Textes kommen.

ISBN 978-3-644-40463-2

Schrift Droid Serif Copyright © 2007 by Google Corporation

Schrift Open Sans Copyright © by Steve Matteson, Ascender Corp

Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt, jede Verwertung bedarf der Genehmigung des Verlages.

Die Nutzung unserer Werke für Text- und Data-Mining im Sinne von § 44b UrhG behalten wir uns explizit vor.

Hinweise des Verlags

Abhängig vom eingesetzten Lesegerät kann es zu unterschiedlichen Darstellungen des vom Verlag freigegebenen Textes kommen.

Alle angegebenen Seitenzahlen beziehen sich auf die Printausgabe.

Im Text enthaltene externe Links begründen keine inhaltliche Verantwortung des Verlages, sondern sind allein von dem jeweiligen Dienstleister zu verantworten. Der Verlag hat die verlinkten externen Seiten zum Zeitpunkt der Buchveröffentlichung sorgfältig überprüft, mögliche Rechtsverstöße waren zum Zeitpunkt der Verlinkung nicht erkennbar. Auf spätere Veränderungen besteht keinerlei Einfluss. Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.

www.rowohlt.de

Für Dad, mit Dank für die geleistete Werbearbeit

Es ist 4.17 Uhr am Samstag, als Jen auf einer ramponierten Couch zu sich kommt, in einem Haus irgendwo in Rathmines, einem dieser Reihenhäuser mit roter Backsteinfassade, die, in Wohnungen aufgeteilt, an Studenten vermietet und dann sich selbst überlassen werden.

Er betrachtet sie und liest Verwirrung in ihrem Gesicht, aber sie überspielt es gleich wieder. Woran erinnert sie sich noch? Vielleicht daran, wie die Truppe zusammen den Club in der Harcourt Street verlassen hat, hintereinander in einer Reihe. Wie sie sich durch die verschwitzte, betrunkene Menge drängten, sich dabei an Kleiderrücken und Hemdsäumen festhielten. Vielleicht erinnert sie sich, wie ihre Freundin Michelle sich an den Arm eines Typen klammerte und ihr etwas zurief. Ihr mitteilte, dass sie zu Fuß zur Party irgendeines anderen Typen weiterziehen würden.

«Wessen Party?», hatte er sie fragen hören.

«Jacks!», kam die gerufene Antwort zurück.

Es war nicht klar, ob Jen Jack kannte oder nicht, aber sie war ihnen auf jeden Fall gefolgt.

Jetzt sitzt sie – in sich zusammengesunken – auf einem Sofa in einem dunklen Zimmer voller Gesichter, die sie wahrscheinlich nicht wiedererkennt. Die dünnen Träger ihres schimmernden schwarzen Kleids heben sich von ihrer blassen, sommersprossigen Haut ab, und das Make-up um ihre Augen ist verschmiert. Ihre Lider wirken schwer. Ihr Kopf hängt etwas schief.

Jemand flucht laut und betätigt einen Schalter, und das Zimmer wird von grellem, schmerzhaftem Licht geflutet.

Jen blinzelt, hebt ihren Kopf, bis ihr Blick auf eine einzelne unverhüllte und staubige Glühbirne fällt, die von der Decke hängt. Dann zurück auf den Boden vor ihr. Ein Typ kriecht auf allen vieren herum und sucht nach etwas. Sie starrt ihn stirnrunzelnd an.

Diese Bude ist ekelerregend. Der Teppichboden ist alt und fleckig. Chipskrümel, Haare und Zigarettenasche haben sich tief in seinem Flor eingenistet. Er ist nie mit Sorgfalt verlegt worden. Stattdessen bedecken große, lose Teppichstücke den Boden, die an den Enden abgerissen und ausgefranst sind, und dazwischen scheint der bloße, staubige Fußboden durch. Der Couch gegenüber steht ein Kamin, der mit Spanplatten verbarrikadiert ist. Ein grün gestrichener Bereich auf der ansonsten beigen Verkleidung markiert die Stelle, wo sich einmal ein Sims befunden hat. Nicht zueinander passende Sitzmöbel – ein weißer Gartenstuhl, ein Camping-Klappstuhl, ein aufgeplatzter Sitzsack – sind vor dem Kamin arrangiert. Darin sitzen drei Typen und lassen einen Joint herumgehen.

Eine weitere, kleinere Couch befindet sich zu Jens Linken. Dort sitzt er.

Die Luft ist dick vor Rauch, und das einzige Fenster hat weder Vorhänge noch Fensterläden. An der Glasscheibe rinnt das Kondenswasser herab.

Er kann es nicht erwarten, von hier zu verschwinden.

Jen fühlt sich jetzt sichtlich unwohl. Er beobachtet, wie sie die Hände zwischen den Schenkeln ineinander verkrampft und ihre Schultern hochzieht. Sie verlagert ihr Gewicht auf der Couch. Ihr Blick richtet sich nacheinander auf die drei Kiffer, sie mustert ihre Gesichter. Kennt sie einen von ihnen? Sie wendet den Kopf, um sich den Rest des Zimmers anzusehen ...

Und hält inne.

Sie hat sie entdeckt.

Rechts vom Kamin, zu groß, um ganz in die Nische zwischen der Kaminverkleidung und der Seitenwand des Zimmers zu passen, steht eine Kühlschrank-Gefrier-Kombi im amerikanischen Stil, einst weiß, jetzt vergilbt und wahllos mit einer Sammlung knallbunter Magnete bestückt.

Jen blinzelt.

Ein Kühlschrank im Wohnzimmer kann ihr nicht allzu befremdlich vorkommen. Wie jeder Student schnell feststellen muss, wenn er eine bezahlbare Wohngelegenheit in Dublin sucht, sind frei stehende Kühlschränke mitten im Wohnzimmer, gleich neben winzig kleinen Küchen, offenbar der letzte Schrei. Aber wenn Jen eine Lichtung in dem Nebel finden kann, der in ihrem Kopf herrscht, wird sie erkennen, dass ihr etwas an diesem hier *äußerst* vertraut ist.

Durch den Jungen neben ihr wird sie abgelenkt. Er scheint ungefähr in ihrem Alter zu sein, neunzehn oder zwanzig. Er stößt sie an, fragt, ob sie noch etwas trinken will. Sie antwortet nicht. Kurz darauf stößt er sie noch einmal an, und dieses Mal dreht sie sich zu ihm um.

Der Junge deutet mit einem Kopfnicken auf die Bierdose in ihrer rechten Hand, formt mit den Lippen die Frage: *Noch eins?*

Jen wirkt überrascht, die Bierdose dort vorzufinden. Sie neigt sie träge ein Stück zur Seite und sagt etwas wie: «Ich hab das hier noch nicht ausgetrunken.»

Der Junge steht auf. Er trägt abgewetzte Wildlederschuhe mit zerfaserten Schnürbändern, Jeans und ein blau-weiß gestreiftes Hemd, offen, mit einem T-Shirt darunter. Nur ein schmaler Streifen des T-Shirts ist sichtbar, aber es scheint mit einem bekannten Filmplakat bedruckt zu sein. Schwarz, gelb, rot. Als er weg ist, streckt sich Jen auf seinem leeren Platz aus, lässt sich so weit hinabsinken, dass sie ihren Hinterkopf auf ein Kissen betten kann. Sie schließt die Augen ...

Öffnet sie wieder, ganz plötzlich. Drückt ihre Handflächen flach auf die Couch und stemmt sich in eine aufrechte Position hoch. Starrt auf den Kühlschrank.

Das ist es.

Ihre Kinnlade klappt etwas herunter, und dann fällt ihr die Dose aus der Hand auf den Boden, kippt um und rollt unter die Couch. Ihr Inhalt schwappt heraus, breitet sich mit einem *Gluck-gluck-gluck* überall aus. Sie macht keine Anstalten, sie wieder aufzuheben. Sie scheint nicht mal bemerkt zu haben, dass sie heruntergefallen ist.

Schwankend steht Jen auf, bleibt eine Sekunde lang stehen, um auf schwindelerregend hohen Absätzen ihr Gleichgewicht zu finden. Sie macht einen Schritt nach vorn, zwei Schritte, drei, bis sie in Griffweite der Kühlschranktür kommt. Dort hält

sie an und schüttelt den Kopf, als ob sie nicht glauben kann, was sie da sieht.

Und wer könnte ihr das verdenken?

Das sind *ihre* Magnete.

Die Magnete, die ihre Mutter ihr immer von der Arbeit als Linienpilotin mitgebracht hat, seit Jen ein kleines Kind war. Ein pinkfarbener Eiffelturm. Ein Relief des Grand Canyon. Das Opernhaus von Sydney. Das Kolosseum von Rom. Ein Stern vom Hollywood Boulevard mit ihrem Namen darauf.

Die Magnete, die an ihrer Mikrowelle in ihrer Wohnung im Studentenheim kleben sollten, in der Küche, die sie sich mit Michelle teilt. Die noch dort gewesen sind, als sie früher am Abend aufgebrochen ist.

Jen murmelt etwas Unzusammenhängendes, und dann hat sie sich in Bewegung gesetzt, stolpert vom Kühlschrank weg, dreht sich zur Tür, hastet aus dem Zimmer, lässt ihren Mantel und ihre Handtasche zurück, die die ganze Zeit über unter ihr auf der Couch gelegen haben.

Niemand schenkt ihrem seltsamen Abgang Beachtung. Die Partygäste sind alle zu betrunken oder zu bekifft oder beides, und es ist zu dunkel, zu spät, zu früh. Falls es doch jemandem auffällt, kümmert es die anderen nicht genug, um ihr Interesse zu wecken. Er fragt sich, wie schuldig sie sich deswegen alle fühlen werden, wenn sie in den nächsten Tagen den Gardaí das wenige gestehen müssen, was sie wissen.

Er zählt so langsam bis zehn, wie er es ertragen kann, bevor er sich von seinem Platz erhebt, Jens Mantel und Tasche auflieft

und ihr aus dem Haus folgt.

Sie wird auf dem Weg nach Hause sein. Ein Fußmarsch von einer halben Stunde, weil sie in dieser Gegend mit Sicherheit kein Taxi herbeiwinken kann. Auf verlassenem, dunklen Straßen, denn jetzt ist die ruhigste Stunde, diese seltsame Stunde, wenn die meisten Pub- und Clubbesucher wieder in ihren Betten liegen, aber die Frühaufsteher der Stadt noch nicht aufgewacht sind. Und ihr Weg wird sie am Grand Canal entlangführen, wo das dunkle Wasser fast auf gleicher Höhe mit der Straße fließt und es nicht überall Absperrungen gibt, die einen am Hineinfallen hindern könnten, und wo die Abstände zwischen den Straßenlaternen mitunter ziemlich groß sind.

Er kann sie nicht allein gehen lassen. Und das wird er auch nicht, denn er ist ein Gentleman. Ein Gentleman, der junge Mädchen nicht von einer Party allein nach Hause laufen lässt, wenn sie so viel getrunken haben, dass sie ihren Mantel vergessen, ihre Handtasche und – er hebt die Klappe der kleinen samtenen Tasche im Kuvertstil, späht hinein – Schlüssel, Studentenausweis und Telefon dazu.

Und er will sichergehen, dass Jen das weiß.

Mr. Nice Guy, so nennt er sich selbst.

Er hofft, sie wird ihn auch so nennen.

Will, heute

Die Wörter lösten sich aus den Hintergrundgeräuschen, ordneten die Moleküle von Wills Aufmerksamkeit allmählich neu, forderten seine Konzentration ein, rüttelten ihn auf, bis jegliche Spur von Schläfrigkeit vertrieben war und er sich hellwach im Bett aufsetzte.

Die Gardaí sind auf der Suche nach Zeugen, nachdem gestern Morgen die Leiche einer Studentin am St. John's College aus dem Grand Canal geborgen wurde. Jennifer Madden, neunzehn ...

Es kam aus einem Radio. Ein Lokalsender, dem Anschein nach; ein überregionaler hätte die Hörer wohl daran erinnert, dass sich der Grand Canal in Dublin befand. Der Rest des Berichts war vom schrillen Klingeln eines Telefons übertönt worden.

Wie die Regeln es verlangten, war die Tür zu Wills Zimmer nicht ganz geschlossen. Jetzt beugte er sich vor, bis er durch den Türspalt auf den Flur hinaussehen konnte. Die Stationszentrale lag genau gegenüber. Alek stand dort und hielt sein laminiertes Namensschild fest, während er mit der anderen Hand über den Tresen griff, um den Hörer abzuheben.

In dem Augenblick zwischen dem Verstummen des Telefons und Aleks Antwort, «Station drei», schnappte Will einen

weiteren Fetzen aus dem Radio auf – Kopfverletzung –, und da war er bereits auf den Beinen und versuchte zu entscheiden, was als Nächstes zu tun war.

Überlegte, ob es etwas gab, das er tun konnte.

Unsicher, ob er überhaupt etwas tun sollte.

Er beschloss, mit Alek zu sprechen. Sie waren befreundet oder zumindest das, was hier drinnen als «befreundet» durchging. Freundlich zueinander auf jeden Fall. Will wartete, bis der Pfleger das Telefongespräch beendet hatte, und überquerte dann den Flur.

«He, alter Kumpel», sagte Alek, als er ihn erblickte. «Sie meinten, du würdest dadrinnen schlafen.» Alek war Pole, aber er verlor mit jedem Jahr mehr von seinem Akzent. Seit fünf Jahren arbeitete er schon hier. Die letzten vier auf Station drei. «Ist alles in Ordnung?»

«Ich habe bloß ein bisschen gelesen», sagte Will. «Muss dabei eingenickt sein.»

«Was Spannendes?»

Will zuckte mit den Schultern. «Offensichtlich nicht.»

Alek nahm ein Klemmbrett vom Tresen und überflog den daran gehefteten Zeitplan. «Solltest du nicht bei Dr. Carter sein?»

Die Nachrichten waren zum Wetter übergegangen. Regen und Wind wurden vorhergesagt. Im Einklang mit der Tradition, scherzte die körperlose Stimme, würde der morgige Umzug zum St. Patrick's Day ziemlich feucht werden.

Will hatte gar nicht mitbekommen, dass das morgen war. Es war schon schwer, einen Überblick darüber zu behalten, welchen Wochentag sie gerade hatten, ganz zu schweigen von Datum und Monat.

«Das ist auf drei Uhr verschoben worden», sagte er. «Ich glaube, weil sie diese Sache am Gericht hat ...»

Alek sah von seinem Klemmbrett auf. Eigentlich sollten Patienten nichts darüber wissen, was das Personal außerhalb der Hochsicherheitsstation tat, aber Will hatte Alek soeben verraten, dass er es wusste.

Falls Alek ihn dafür tadeln wollte, war jetzt der richtige Zeitpunkt.

Aber Alek ließ den Moment verstreichen – und den Verstoß durchgehen.

Er behandelte Will anders als die übrigen Insassen. Alle taten das. Das war auch der Grund, warum Will überhaupt wusste, dass seine Psychologin einen Termin vor Gericht hatte. Es war ihr am Ende der letzten Sitzung herausgerutscht, als sie ihn über die Planänderung informiert hatte. Bei ihm war sie weniger vorsichtig als bei ihren anderen Patienten. Er wusste die Sonderbehandlung zu schätzen und nahm sie niemals als selbstverständlich. Er hatte das Gefühl, dass er sich das in den letzten zehn Jahren verdient hatte. Er hatte ihnen nie Ärger gemacht. Er hatte immer getan, was man von ihm wollte.

Und jetzt würde er sich das zunutze machen müssen.

Will sah sich auf dem Flur um. Niemand sonst war in der Nähe. Die Morgenstunden waren Therapie- und

Gruppensitzungen vorbehalten; wenn Dr. Carter nicht den Termin am Gericht gehabt hätte, wäre Will jetzt auch nicht hier gewesen.

Es war reiner Zufall, dass er die Nachricht gehört hatte.

«Äh, Alek», begann Will. «Das Radio ...»

«Ach du Scheiße.» Alek ließ das Klemmbrett auf den Tresen fallen, schob sich dahinter und streckte den Arm nach dem kleinen Transistorradio auf dem oberen Regalbrett aus. Es schaltete sich knackend aus. «Tut mir leid. Du bist doch nicht davon aufgewacht, oder?»

«Nein, nein», sagte Will. «Ist schon in Ordnung. Ich wollte bloß fragen – hast du die Nachrichten gerade gehört?» Alek zog misstrauisch eine Augenbraue hoch. «Ich dachte, ich hätte da etwas über den, ähm, über den Kanal aufgeschnappt.»

Einen Herzschlag lang herrschte Schweigen.

Alek hob das Klemmbrett wieder auf. «Darum würde ich mir keine Gedanken machen, Kumpel.»

«Weißt du, was passiert ist?»

«Wieso willst du das wissen?»

«Ich habe mich nur gefragt ...» Will legte eine Pause ein, schluckte schwer, um den gewünschten Effekt zu erzielen. «Ging es da um mich?»

«Um dich?» Alek schüttelte den Kopf. «Nein. Wie kommst du denn darauf?»

«Es ist jetzt bald zehn Jahre her, oder? Ich dachte, vielleicht hatte es etwas damit zu tun.»

«Hatte es nicht.»

«Nicht?»

«Nein.»

«Bist du sicher?»

Alek betrachtete ihn einen langen Augenblick, als versuche er, zu einer Entscheidung zu kommen. Dann seufzte er und sagte: «Das war Blue FM. Die senden ihre Nachrichten schon um zehn vor.» Er sah Will in die Augen. «Es ist jetzt gleich ein Uhr. Ich stelle einen anderen Sender ein.»

«Danke», sagte Will. «Ich weiß das wirklich ...»

«Bedank dich nicht bei mir, ich war's gar nicht.» Damit streckte er den Arm aus und schaltete das Radio wieder an. Er drehte am Rädchen, bis er einen Sender fand, der gleich nach der Werbung die Mittagsnachrichten bringen würde. Dann setzte er sich hinter den Tresen und schob Will eine Broschüre über die Vorteile von Achtsamkeit zu. «Tu wenigstens so, als ob du das liest.»

Es war gleich die erste Meldung.

Der Text der Broschüre verschwamm vor Wills Augen, während er sich jedes Detail genau einprägte. Jennifer Madden. Eine Studentin am St. John's College. Im ersten Studienjahr, ihrem Alter nach zu urteilen. Gestern in der Nähe der Straßenbahnhaltestelle Charlemont im Grand Canal gefunden, nachdem man sie in der Nacht davor zuletzt auf einer Hausparty in Rathmines gesehen hatte. Die Gardaí behandelten ihren Tod als verdächtig. Es wurde davon ausgegangen, dass sie eine Kopfverletzung erlitten hatte, bevor sie ins Wasser fiel.

Alle sachdienlichen Hinweise sollten der Zentrale in der Harcourt Terrace gemeldet werden.

Und dank des Wetterberichts konnte Will noch ein weiteres Detail hinzufügen: Es war ein paar Tage vor St. Patrick's Day passiert.

Warme Erleichterung durchspülte seine Venen.

Endlich geschah es, nach all den Jahren.

Und gerade noch rechtzeitig.

«Alek», sagte er und lehnte sich über den Tresen, «ich muss mit den Gardaí sprechen. Jetzt sofort.»

Alison, heute

Sie besuchten mich am Morgen nach Sals Dinnerparty.

Ich litt immer noch an den Folgen. Der Anlass der Party war St. Patrick's Day gewesen, und sie war zu meinen Ehren veranstaltet worden, weil ich das einzige irische Mitglied unserer Gruppe war. Sal und ich waren an eine bunt zusammengewürfelte Truppe von Auswanderern geraten, die vereinbart hatten, sich alle paar Monate einmal zu treffen und sich bei der Organisation der Zusammenkünfte abzuwechseln. Die Gruppe hatte einen festen Kern von sechs oder sieben Leuten, bei denen man sich darauf verlassen konnte, dass sie auch wirklich auftauchten, und dann gab es noch mehrere andere, die uns gelegentlich überraschten. Wir nannten uns «Die EUs», denn wir kamen zwar aus neun verschiedenen Ländern, aber die lagen alle nur eine Zugfahrt oder einen Ryanair-Flug von unserer neuen Wahlheimat entfernt. Eins von Sals Lebenszielen war es, die Gemeinschaft der Exil-Amerikaner von Breda zu unterwandern und wenigstens ein paar von ihnen zu motivieren, sich unserer Bande anzuschließen.

Ich war extra früh eingetroffen, um Sal und Dirk bei den Vorbereitungen zu helfen, aber das Einzige, was sie mir zu tun

erlaubt hatten, war, mit einem Sektglas in der Hand auf dem Sofa zu sitzen. Es enthielt etwas, das laut Instagram Black Velvet hieß. Es sah ein bisschen aus wie sprudelndes Guinness. Ich mag Guinness eigentlich nicht besonders, aber dieses Detail behielt ich für mich. Stattdessen sah ich Sal zu, die eine Tüte voll grellbunter Deko-Artikel auf ihrem Esstisch auskippte und dabei in ihrem grünen Gürtelkleid, mit dem knallroten Lippenstift und dem adretten blonden Haarknoten wie eine Hausfrau aus den Fünfigern wirkte. Auf dem Tisch türmten sich goldenes Konfetti, regenbogenfarbene Trinkhalme und Servietten mit Zeichnungen lustiger Kobolde.

«Wie stilvoll», bemerkte ich.

«Im Vergleich zu dem, was es sonst noch gab, ist es das wirklich», sagte Sal. «Sei froh, dass ich keine Hüte gekauft habe. Das haben deine kleinen Glücksbringer gerade noch verhindert.»

«Du weißt aber schon, dass diese Glücksbringer eine amerikanische Erfindung sind, oder? ›Lucky Charms‹, die Knusperflocken? Das gibt es bei uns gar nicht.»

«Kommt jetzt noch ein Vortrag darüber, dass man nicht ›Patty's Day‹ sagt?»

«Nein, den spar ich mir auf, bis wir vollzählig sind. Das sollten wirklich alle hören.»

Sal verdrehte die Augen. «Ich bin schon ganz gespannt.»

«Ich kann noch immer nicht glauben, dass du eine Dinnerparty gibst», sagte ich. «Selbst wenn es eine mit Trinkhalmen und Kobolden ist. Du bist so erwachsen.»

«Hör bloß auf.» Sal hielt inne, um ihren Tisch zu begutachten. Er war für zwölf Personen gedeckt, eine eindrucksvolle Vorstellung für die EUs. «Wir besitzen jetzt Haushaltsgeräte, Ali. *Elektrische*. Und dann ist da noch dieses verflixte Ding.» Sie hielt ihre linke Hand hoch und wackelte mit ihrem Ringfinger. Der Platinring glitzerte im Licht der Deckenlampe. «Ich kann mich immer noch nicht daran gewöhnen.»

Sie waren erst einen Monat verheiratet. Weil sie von Traditionen nichts hielt, hatte Sal ihre Hochzeit hier abgehalten und ihre Familie gezwungen, aus London anzureisen. Die Haut auf ihren Unterarmen war noch leicht gebräunt von den Flitterwochen auf den Malediven, und ich war bisher noch gar nicht dazu gekommen, all die luxuriösen Hygieneartikel auszuprobieren, die sie aus dem Badezimmer ihres Fünf-Sterne-Hotels für mich hatte mitgehen lassen. Mein Brautjungfernkleid befand sich noch immer in der Reinigung.

Es klingelte, und Sal eilte aus dem Zimmer, um die Tür zu öffnen. Ich fragte mich, wo Dirk abgeblieben war, dann ging mir auf, dass er für all das Geklapper verantwortlich sein musste, das aus der Küche kam.

Ich nahm probeweise einen Schluck von meinem Drink und stellte fest, dass es tatsächlich sprudelndes Guinness war, im wahrsten Sinne des Wortes: Guinness mit Sekt. Ein Frevel gegen beide Getränke. Der bittere Nachgeschmack ließ mich das Gesicht verziehen, als die Wohnzimmertür aufging und ein attraktiver Mann eintrat, den ich noch nie zuvor gesehen hatte,

gleich gefolgt von Sal, die teuflisch grinste und hinter seinem Rücken anzügliche Grimassen schnitt.

«*Das hier*», kündigte sie an, «ist Stephen.»

Ich wusste, was kommen würde, noch bevor sie es aussprach: Stephen war ebenfalls Ire. Man sah es schon von weitem. Er gehörte nicht dem rothaarigen, sommersprossigen Typ an, für den wir bekannt sind, sondern dem tatsächlich viel häufigeren: blasse Haut, blaue Augen, schwarzes Haar. Sal hatte noch einen von uns gefunden und schien darüber äußerst begeistert zu sein. Sie erklärte, dass er ein Arbeitskollege von Dirk sei, dass er erst seit zwei Wochen hier lebe, dass er noch keine richtigen Freunde gefunden habe, er aber jetzt zu unserer Gruppe gehöre, und ob es mir wohl etwas ausmachen würde, heute Abend den Titel des Ehrengastes mit ihm zu teilen. Und mir wurde klar, wieso sie so begeistert war: Sie dachte, sie hätte ihn *für mich* gefunden.

Ich stöhnte innerlich auf und erhob mich, um ihm die Hand zu geben und ein paar Worte mit ihm zu wechseln.

«Etwas zu trinken?», fragte Sal ihn. «Was hättest du denn gerne?»

Stephens Blick fiel auf mein Glas, wanderte dann zu mir, und ich schüttelte so heftig den Kopf, wie ich konnte, ohne dass Sal es bemerkte.

«Wie wär's mit einem Bier?», fragte er.

Er hatte den Akzent von South Dublin. War in unserem Alter, soweit ich es beurteilen konnte. In den Dreißigern. Und wenn

er mit Dirk in der Softwarefirma arbeitete, hatte er wahrscheinlich einen College-Abschluss ...

Ich wusste, wo das hinführen würde.

Ich musste mich anstrengen, meinen freundlichen Gesichtsausdruck zu behalten.

«Sicher, dass du nicht auch so einen willst?» Sal deutete auf mein Glas. «Das ist ein Black Velvet. Schmeckt ausgezeichnet.»

«Ich, äh, ich trinke kein Guinness», sagte Stephen. «Das ist auch der Grund, warum ich Irland verlassen musste. Sie sind mir auf die Schliche gekommen.»

Ich zwang mich zu einem Lachen. Sals Lächeln geriet ins Wanken, denn – was Stephen und ich da noch nicht wussten – als Hauptgang hatte sie einen Guinness-Eintopf vorbereitet.

Sie einigten sich auf ein Heineken, und Sal ließ uns allein, um es zu holen. Stephen und mir blieb nichts anderes übrig, als das übliche «Du bist also auch ein Ire im Ausland»-Gespräch zu führen. Er bestätigte meinen Verdacht, dass er aus South Dublin war, erzählte mir, dass er die letzten drei Jahre in Abu Dhabi verbracht hatte und dass er diesmal zu vermeiden versuche, was er dort unten getan habe: Er hatte sich nämlich so sehr in die Truppe der irischen Ausländer integriert, dass er schließlich jedes Wochenende Gaelic Football spielte und ausschließlich in einem irischen Pub verkehrte, in dem fast jeder über ein paar Ecken seine alten Schulfreunde kannte. Ich erzählte ihm, dass ich aus Cork stammte, dass ich seit fast zehn Jahren in den Niederlanden lebte, dass ich in der Betriebsführung einer Reisegesellschaft arbeitete und dass Sal

und ich uns in der Waschküche unserer Studentenunterkunft in Den Haag kennengelernt hatten. Am verwirrten Ausdruck unserer Gesichter hatten wir damals eine gemeinsame Unfähigkeit erkannt, die Anweisungen über den Waschmaschinen zu verstehen, und waren seitdem unzertrennliche Freundinnen.

«Sag es keinem weiter», bat Stephen, «aber die Jungs bei der Arbeit haben ständig von Den Haag gesprochen, und mir ist erst nach drei Tagen aufgegangen, dass sie damit die Stadt meinen, die für uns ‹The Hague› heißt.»

Ich lächelte. «Mach dir deswegen keine Gedanken. Als ich hier angekommen bin, dachte ich zuerst, Albert Heijn wäre ein Politiker.» Stephen runzelte fragend die Stirn. «Das ist eine Supermarktkette», erklärte ich. «Der Supermarkt, zu dem ich regelmäßig gegangen bin, mindestens einen Monat lang, bevor ich zwei und zwei zusammengezählt habe. Niederländisch klingt oft ganz anders, als es geschrieben aussieht. Für uns jedenfalls. Das ist ja das Problem.»

«Kannst du es sprechen?»

«Ein bisschen. Ein ganz *kleines* bisschen. Bei weitem nicht so gut, wie ich sollte. Hier können alle Englisch, da wird man schnell faul. Und Suncamp ist eine britische Firma. Bei der Arbeit sprechen wir nur Englisch.»

«Bist du dann hier aufs College gegangen oder ...?»

«Ja, hier.» Ich nahm einen weiteren Schluck von meinem Drink, weil ich vergessen hatte, dass er wie etwas schmeckte, das sie einem im Krankenhaus vor der Darmspiegelung

einflößen. Ich zwang mich, das Zeug hinunterzuschlucken. Er sagte nichts weiter, also fragte ich: «Und du?», obwohl ich die Antwort bereits erraten hatte und sie gar nicht laut ausgesprochen hören wollte. Ich wollte diese verfluchten drei Wörter nicht hören ...

«St. John's College.»

Alles, was ich darauf erwidern konnte, war ein *Hmm*.

«Vom Haus meiner Eltern war es nur einen kurzen Fußweg entfernt», sagte Stephen, «und sie haben es beide früher auch besucht, also hatte ich nicht wirklich eine Wahl.»

Ich starrte auf mein Glas hinab. «Was hast du studiert?»

«Biomedizin.» Er machte eine Pause. «Abschlussjahrgang 2009.»

Ich zählte es im Kopf zusammen: Dann war er damals also im dritten Studienjahr gewesen. Aber dieser Rechnung bedurfte es gar nicht mehr. Der Ton, in dem er es gesagt hatte – eine seltsame Mischung aus Stolz und Feierlichkeit. Die dramatische Pause. Allein die Tatsache, dass er es für nötig hielt, mir mitzuteilen, wann er sein Studium abgeschlossen hatte.

All das sollte bedeuten: *Ja, ich war damals dort. Ich war dort, als es passiert ist.*

«Fährst du oft nach Hause?», fragte er mich.

«Entschuldige», sagte ich und stand auf, «aber solange ich noch die Gelegenheit dazu habe, werde ich mich mal schnell nach einem Blumentopf umsehen, in dem ich den Rest dieses Gebräus hier entsorgen kann. Bin gleich wieder da.»

Er *war* ein Mörder.

Aber mit der Zeit begann sich die dunkle Wolke über seinem Kopf, die ihn in diesen ersten paar Monaten, den ersten Jahren gelähmt hatte, zu lichten. Ja, er hatte etwas Schreckliches getan, etwas Grauenhaftes, etwas wahrhaft Böses – aber es war eine Sache von einer Sekunde gewesen, als er erst neunzehn Jahre alt war. Es war nichts, was er jemals wieder tun würde. Manchmal konnte er sich nicht einmal mehr vorstellen, dass er es damals getan hatte. War sein ganzes Leben eine angemessene Strafe? Oder waren zehn Jahre nicht langsam genug?

Und dann, die Nachrichten im Radio.

Die Gardaí sind auf der Suche nach Zeugen, nachdem gestern Morgen die Leiche einer Studentin am St. John's College aus dem Grand Canal geborgen wurde. Jennifer Madden, neunzehn ... Kopfverletzung ...

Was, wenn er da draußen wieder angefangen hatte? Der echte Typ? Konnte das für Will der Ausweg sein? Er würde vorsichtig vorgehen müssen, alles gut durchdenken, und er musste jemanden finden, der ihm tatsächlich glauben mochte.

Wen gab es da überhaupt noch?

Ihm fiel nur eine Person ein, die eine Person, der er bisher nie seine Unschuld beteuern konnte, weil sie ihm nie die Gelegenheit dazu gegeben hatte.

Aber wie konnte er sie dazu bringen, hierherzukommen und ihn zu besuchen?

Er beschloss, mit Alek zu sprechen. Sie waren befreundet oder zumindest das, was hier drinnen als «befreundet» durchging. Freundlich zueinander auf jeden Fall. Will wartete, bis der Pfleger das Telefongespräch beendet hatte, und überquerte dann den Flur.

Danksagungen

Vor dem Dank eine Entschuldigung: Dublin, ich habe ein bisschen an Dir herumgepfuscht. Ich habe das National Print Museum in Beggar's Bush abgerissen und eine fiktionale Universität an seine Stelle gesetzt. Ich habe außerdem das Central Mental Hospital in Dundrum umbenannt und seine Räumlichkeiten modernisiert. Dafür entschuldige ich mich bei Dublin, einer Stadt, die ich liebe, und bei jedem Leser, der die Haddington Road nach dem Eingang zum St. John's absuchen könnte. Ihr werdet ihn nicht finden. Falls es ein Trost sein sollte – was Ihr finden werdet, ist das Café mit dem weißen Lattenzaun und, in seinem Inneren, einen ausgezeichneten Kaffee.

Zuallererst ein großes Dankeschön an die Geburtshelferinnen dieses Buches: meine Lektorinnen Sara O'Keeffe und Stephanie Glencross, die mir geduldig und mit großer Fachkenntnis dabei geholfen haben, diese Geschichte aus meinem Kopf und auf Papier zu bringen. Ich danke meiner phantastischen Agentin, Jane Gregory, und allen bei Gregory and Company, Corvus Books, Blackstone Publishing und Gill Hess. Danke an Hazel Gaynor und Sheena Lambert für den Gin, die Wings, die unzähligen E-Mail-Unterhaltungen und alles andere. Danke an all die wunderbaren Frauen in meinem Leben, die mir stets den Rücken stärken, unglaublich großzügig

sind und die *großartigsten* Buchpräsentationen auf die Beine stellen. (Carmel Harrington, mit Letzterem bist vor allem Du gemeint!) Ein großes Dankeschön an all die Autoren, Buchhändler, Rezensenten, Blogger und Leser, die *Distress Signals* unterstützt haben, besonders hervorheben möchte ich Liz Nugent, Mark Edwards, Margaret Madden und alle, die ich in der Krimiszene kennengelernt habe. Dank an Iain Harris, dass Du bei den Irish Book Awards für die Instagram-Fotos bereit warst (auch wenn Deine Vorstellung von einem Katerfrühstück ein Saft aus Blättern ist. Ähm, *nein danke ...*), und an Andrea Summers, Eva Heppel und Michelle Oliver, dass Ihr den langen Weg auf Euch genommen habt, um zu meiner Buchhochzeit – äh, ich meine, *Buchpräsentation* – zu kommen. Dank an Sheelagh Kelly, dass Du immer an mich geglaubt hast, und Dank an das enthusiastischste (und gelegentlich verlegen machende) Werbeteam, das eine Autorin haben kann: Mum, Dad, John und Claire.

Zu guter Letzt vielen Dank an *Euch*, dass Ihr das Buch gelesen habt.